

Traditionelles und Modernes : Mundartschriftsteller, Mundartschrifttum

Autor(en): **Sommer, Hans / Fehr, Karl / Bleiker, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1978)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mundartschriftsteller, Mundartschrifttum

Traditionelles und Modernes

Beeindruckend

Innerschweizer Schriftsteller. Texte und Lexikon. Verlag Raeber, Luzern und Stuttgart, 1977. Fr. 23.–

Der Band wirkt auf Anhieb beeindruckend: Grossformat, 400 Seiten zu je zwei Spalten, Texte von 120 Autoren, ergänzt durch deren «Bibliographie» und die Lebens- und Werkangaben von weitem 80 Schriftstellern, die ohne Textbeitrag vorgestellt werden.

Ergibt schon diese erste Überschau ein Bild von Reichtum, Fülle und seltener Mannigfaltigkeit, so sieht sich der gewissenhafte Rezensent vor die fast unlösbare Aufgabe gestellt, dem Buch und seinen Herausgebern in einer notgedrungen umfangmässig beschränkten Besprechung auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Der Talente und Charaktere, der Themen und Formen, der Lebensgänge, Geisteshaltungen und Anliegen sind so viele, dass sich nur ein paar Schwerpunkte werden setzen lassen.

Die Anthologie (255 Seiten) vermittelt, nach einem Vorwort von alt Bundesrat Dr. h.c. Philipp Etter und einer geschichtlichen, die Anlage, Ziele und Leitgedanken knapp umreisenden Einführung von Bruno Stephan Scherer, ein im ganzen erfrischendes Nebeneinander von Gedichten, Erzählungen, Skizzen, Schilderungen in hochdeutscher Sprache und in Mundart – notabene in der etwas starr und schematisch wirkenden alphabetischen Reihenfolge.

Es wäre ein leichtes, da und dort auf Fragwürdiges, vielleicht gar Störendes hinzuweisen: Nicht überall befriedigt beispielsweise die mundartliche Schreibung (z

Vee statt *ds Vee* oder *ds Veh*; *S' Vatter* statt *'s Vatter* unser); man stellt nicht selten ein Zuviel an biographischen Angaben fest («Verheiratet mit...», «5 Kinder», «Kassiererin einer Krankenkasse»); auch die eine oder andere «Gewichtung» liesse sich anzweifeln. Wir verzichten auf diese Art von Spezialkritik, weil damit auf dem knappen Raum ein Ungleichgewicht des Urteils kaum zu vermeiden wäre. Gesamthaft gesehen, darf man seiner ehrlichen Freude über die Vielfalt, die Qualität und die geistige Spannweite des hier vereinigten dichterischen Stoffes Ausdruck geben.

Den Freund des Schweizerdeutschen mag überraschen, dass rund um den Vierwaldstättersee so viele voneinander abweichende Mutterlaute erklingen. Gewiss, «der karpriolenreichste See der Welt» (Hans Kurmann) verbindet die Urschweizer in vielfacher Weise miteinander; er stellt jedoch auch ein trennendes Element dar. «Jedes Dorf am Ländersee seid *eyse See*», erklärt der Nidwaldner Walter Käslin. Aber: «Nei, d Gerschaiwer sägid *üüse Seij* und d Flieler *iüssre See* und d Beggrieder *eyse See*. Fir allsäme heds See bis gnueg, und doch chemmer nid gnueg uber von um.»

Diesen mundartlichen Verschiedenheiten nachzuspüren – vom Gotthard bis zum Sempachersee und bis zur bernischen Kantonsgrenze am Brünig und im Bergland des Napfs –, macht einen wesentlichen Reiz des schönen Sammelbandes aus. Man erneuert die Bekanntheit mit vertrauten Namen wie Meinrad und Otto Hellmut Lienert, Theodor Bucher/Zybori, Julian Dillier, Josef Konrad Scheuber, Josef Zihlmann; man freut sich aber auch, neue kennenzulernen

(auf gut Glück seien genannt Josef von Matt, Lydia Helfenstein, Hedwig Egger-von Moos, Paul Josef Hess, Arthur Müller, Edwin Muheim, Rolf Zumbühl). Dass auch die von Autor zu Autor unterschiedlichen Gegenstände das Interesse des Lesers wecken, ist selbstverständlich. Neben den eher heimatgebundenen Darstellungen (Beispiele: über Volksbräuche, Sagenstoffe, Naturgewalten, den Bruder Klaus von Flüe) fällt der verhältnismässig grosse Anteil an mo-

Wir gratulieren

Georg Thüerer 70jährig

Wer Georg Thüerer näher kennt, gibt ihm nicht leicht 70 Lebensjahre, so frisch wirkt er noch immer durch sein gesprochenes oder geschriebenes Wort, und bis jetzt hat er an der Handelshochschule St.Gallen deutsche Sprache und Literatur sowie Schweizer Geschichte gelehrt. Viele kennen ihn von seinen Werken zur Geschichte des Landes Glarus und des Kantons St.Gallen oder von Aufsätzen zur Literatur und Kultur unseres Landes, andere erinnern sich vielleicht seiner als eines gewiegten Redners oder Vorlesers. Den Mundartfreunden ist er längst bekannt durch ein vielseitiges schriftstellerisches Werk in seiner angestammten Glarner Mundart (Schauspiele, Balladen, Erzählungen, Gedichte), aber auch durch sein Büchlein «*Wesen und Würde der Mundart*» (1944) und sein alemannisches Lesebuch «*Holderbluescht*» (1962); soeben ist auch in der süddeutschen Zeitschrift «*Alemannisch dunkt üs guet*» (Heft I/II 1978) ein schöner Überblick über «*Alemannedichter us de Schwyz*» erschienen. So mag Thüerers Geburtstag (am 26. Juli) für viele seiner Hörer und Leser Anlass zur Mitfreude und Dankbarkeit gewesen sein.

R. Trüb

deren gesellschaftskritischen Themen (und Stilformen) auf.

Alles in allem: Der rührige Inner-schweizer Schriftstellerverein ist zu seiner Anthologie mit dem ergänzenden lexikalischen Anhang von Herzen zu beglückwünschen. Unsern besonderen Dank verdient der Ausschuss, der unter der Leitung von Bruno Stephan Scherer mit der grossen herausgeberischen Arbeit betraut war. *Hans Sommer*

«De Studänt Räbme»

Albert Bächtold, De Studänt Räbme. Verlag Peter Meili, Schaffhausen, 1978. Fr. 36.–

Einunddreissig Jahre nach dem ersten Erscheinen hat Albert Bächtold, unterstützt vom Verlag Peter Meili, Schaffhausen, seinen Roman «De Studänt Räbme», den fünften in der Reihe, wieder herausgebracht. Bedenkt man, dass die Büchergilde Gutenberg seinerzeit mit verhältnismässig hoher Auflageziffer für eine weite Verbreitung gesorgt hat, so ist die Leistung, welche Autor und Verlag heute vollbringen, als Zeichen des hohen Ansehens zu verstehen, das der Klettgauer Mundartdichter immer noch geniesst, aber auch als Zeichen des neuen Interesses, das die Mundartdichtung in den letzten Jahren wiedergefunden hat. «De Studänt Räbme» ist die Geschichte eines Klettgauer Jungen, der sich in der nahen Hauptstadt am Rhein das Rüstzeug für den Lehrerberuf holt, die neue Bildungswelt und die Schulgemeinschaft des Seminars mit der unverbrauchten Frische eines Landkinds durchlebt. Dies alles in der kunstreich und erfinderrisch ausgeweiteten Wilchinger Mundart! In der Tat, das Buch hat in seiner sprachlichen Ursprünglichkeit mit seiner reich differenzierten äusseren und inneren Erlebniswelt noch nichts an Frische eingeblüht. Wer sich eingelesen

hat, wird – neu oder abermals – diesen Leiden und Freuden eines schaffhausischen Schulmeisters mit Spannung folgen.

Albert Bächtold hat sich übrigens die Sache nicht leichtgemacht; er hat den Text noch einmal, in hohen Jahren, einer genauen Prüfung unterzogen. Sätze und Fügungen, die ihm entbehrlich schienen, hat er ausgemerzt, Einzelformen entweder dem Sprachgebrauch oder dem Satzrhythmus angepasst, und zwar nicht mit puristischem Eifer, sondern einfach, um Gutes noch besser zu machen. *D' Schuelreis* wird jetzt zur *Schuelerreis*, *nuuhm en haam* (nähme ihn heim) zu *nuhm en haam*; *i waasse* wird zu *i waass*. Ein von der Hochsprache eingeschleustes Wort wie *trööschte* wird zu *gschwaage*. Zur besseren Lesbarkeit werden präpositionslose Adverbialien wie *der Eerschi, däm Bank* nachträglich mit Präpositionen ausgerüstet: *i der Eerschi, i däm Bank*. Nebensätze werden von unnötigem Ballast befreit. *Da me nid elaaage für sich uf der Wält ischt* wird zu *da me nid no für sich uf der Wält ischt*; *da alls eso säi* zu *das so säi*. Ob daneben der anschauliche Ausdruck *gwildelet und pochet* zu Recht in *gstaliert* verwandelt wurde? (I 230/II 301). Auf jeden Fall entdeckt man, dass überall die Feile angesetzt wurde. Noch immer ist ein hellhöriger, seiner Sprache sehr bewusster, schöpferischer Poet am Werk. *Karl Fehr*

Menschlich Wahres

Barbara Egli, Byswindharfe. Verlag Gute Schriften, Zürich 1978. Fr. 10.80 (geb.).

Auch Barbara Eglis zweites Bändchen mit Geschichten und Versen im Dialekt des Zürcher Oberlandes ist voller nachdrücklicher Leseüberraschungen, und die aufwühlenden Akkorde des ersten Werkes erklingen auch hier wieder in neu-

en Motiven. Dabei arbeitet Barbara Egli mit präzisen und entschiedenen Beschreibungen, ohne jede verschwimmende Süsslichkeit; die Reihungen ihrer Betrachtungen werfen jedoch Licht auf Felder, denen das Denken gern etwas ausweicht. Heikle Themen werden nicht um eines Effekts willen, sondern weil sie zur menschlichen Wahrheit gehören, aufgenommen. Immer wieder erstaunt, wie exakt der Dialekt den ganz verschiedenen menschlichen und örtlichen Themen sich anfügt und feinste seelische Schwingungen auf den Leser übertragen kann. Gelegentlich möchte ich bedauern, dass Barbara Egli der Bildkraft ihrer Beschreibungen nicht ganz zu trauen scheint. Ein Beispiel: In der Erzählung *Vertribe* stehen ein Mädchen und ein Knabe, die sich nur vom Pausenplatz her kennen, vor einer *Schifflischauckle uf em Chilbiplatz. De Bueb machet e kä langi Pflänz. Eer pütscht ins mit em Elebogen aa und machet en Ruck mit em Chopf gäge d Schaukle dure. En Yladig ooni Woort isch daas gsy. S Mäitli häts sofort begriffe und ooni nu z lächle, oder ä nu öppis z sääge, häts em Puurscht gfolget und isch mit em in es Schiffli ie gstige.* Braucht es da wirklich den erklärenden Mittelsatz? Die zwingende Richtigkeit der Schilderung schlägt den Leser auch ohne Deutung in Bann. – Oft ist nach einem gelungenen Wurf ein zweiter Band eine leise Enttäuschung; davon kann hier in keiner Weise die Rede sein! *Jürg Bleiker*

Weitere Neuerscheinungen

Julian Dillier, Mändschä, sind mängisch wie Gäärtä. Gedichte im Obwaldner Dialekt. Verlag J.P.Peter, Gebr. Holstein, Rothenburg ob der Tauber 1978. DM 19,80.

Edwin Muheim, Urchigi Choscht. Anekdotä im Geschäner Dialäkt. NZN-Verlag, Zürich 1978. Fr. 15.–

Urner Humor

Edwin Muheim, Urchigi Choscht. Anektotä im Geschäner Diäläkt. NZN-Verlag, Zürich 1978. Fr. 15.–

Edwin Muheim, der verschiedene Urnersagen in den Dialekt übertragen hat, gibt ein Bändchen Anekdoten heraus, die er in vielen Jahren dem Volksmund ablauschte. Das Thema der Anekdoten ist der Alltag der Göschener. Er sammelte bei Einheimischen, Berglern, denen die Tradition noch etwas bedeutet und die dem Neuen mit Vorbehalten begegnen. Aber auch die neuere Zeit spielt hinein, was fast selbstverständlich ist für einen Ort, der an der Gotthardstrasse liegt, den Bau des Gotthardtunnels erlebte, dem Fremdenverkehr erschlossen wurde. Unter den oft wortkargen Berglern gibt es, wie überall, Käuze, die sich abschliessen und Anlass zu Anekdoten geben können. Aus diesen Anekdoten leuchtet Humor auf, wird Ironie spürbar, klärt ein treffendes Wort eine Situation, bleibt auch der Ernst des Lebens nicht verborgen. Muheim erzählt die kleinen Erlebnisse flüssig und in einer Sprache, die dem Dialekt im wesentlichen gerecht wird.

Ein Beispiel: «Dr Zapf z Geschänä, der wortkarg Sonderling, isch, wie gwohnt, am Sunntig z mittag ufem Bänkli vor sym Huus gsässä, am Usgang vom Dorf, gägä ds Tal hindärä. A dem scheene Summertag sind d Lyt, eppä Fräuwä mit Chind und Chegel drhindärä gspaziert, em Zapf verby.

Ä Bäsä vonem het em frindli guätä Tag gwyscht unt nach synä Lyt gfragt. Da stah dr Zapf uwirschä uf unt säit nur: Du muäsch doch vereckä vor guätä Tag sägä, da muäss i äwägg! Und isch innä i ds Huus.» Nur gelegentlich fragt man sich, ob nicht ein Satz oder eine Wendung nicht etwas ans Schriftdeutsche erinnert.

Über die Schreibweise des Dialek-

tes könnte man sich mit dem Verfasser auseinandersetzen. Er will das Dialektwortbild dem schriftdeutschen anpassen, damit der Leser nicht irregeführt werde. So setzt er *es Briäl* (statt *Priäl*), *gässä* (statt *ggässä*), *Huus* (statt *Hüüs*) und schreibt zwar *Jahr*, *gsehsch*, aber *zwee*, *gheere*, *Jeeger* und lässt den Leser im Zweifel, ob in *Meter*, *Tag*, *Zahltag*, *ala* (anlassen), *äisabuts*, *verläge*, *tusig* der Tonvokal kurz oder lang zu lesen sei. Worterklärungen fehlen.

Aber im ganzen freut man sich über das gediegen aufgemachte Büchlein und liest es schmunzelnd und vergnügt. *Dr. J. M. Bächtold*

Bett-Mümpfeli

Gschichtli vom Peter Heutschli, Bildli vom Werner Hofmann. Bettmümpfeli-Verlag, Zürich 1976

Wer es zweckmässig findet, Sechsbis Achtjährigen zum Tagesabschluss jeweils eine Portion pausbackiger Moral «kindertümlich» zu verabreichen, wird dankbar auch wieder zu den neuen «Bett-Mümpfeli» aus dem Selbstverlag des Erzählers greifen. Er findet hier wieder jene «lustige» Welt, in der Werner Hofmanns Bienen Schuhe, seine Vögel Halstücher und seine Schnecken Hüte tragen und in der alle Tiere des Waldes wissen, «dass mit eme böse Bienli nüd guet <Chriesi ässe> isch».

Manche wirkliche Kindersorge spiegelt sich in diesen nach einem Einheitsschema zurechtgemachten Geschichten, doch ihr Spiegelbild ist so unerquicklich verbogen, dass man dem erfolgreichen Team dringend wünschen möchte, bei ihrer unbedenklichen Vermenschlichung der Tiere doch wenigstens auf mehr Echtheit im Menschlichen zu achten.

Laut Peter Heutschli wird ein Knaube wegen eines kleinen Muttermals schon zum «Schuhputz» aller de-

gradiert und allgemein gemieden, ein anderer wegen eines (alltäglichen) Missgeschicks in einem Wettlauf von allen verlacht, später wegen seiner fleissigen Helferdienste aufs höchste geachtet. Würde der Autor solche Clichés an der Wirklichkeit überprüfen, so gewänne er und die von ihm «versorgten» Kinder viel!

Auch wenn sich eine Wendung wie «Die Lilie hät en schuurige Lätsch ufgesetzt gha» wegen der «Popularität» des Ausdrucks offenbar gut verkauft, sei die Frage erlaubt, ob da nicht zu offenkundig nach Effekt gehascht, das natürliche Empfinden des Kindes (Lilie/Lätsch) nicht unnötig verletzt werde.

Sollten sich anspruchsvollere Kinderbuchautoren und -illustratoren davon überzeugen wollen, dass es derzeit auf dem Zürcher Markt auch viel billiger geht, so liegt für sie hier Anschauungsmaterial wohlfeil bereit. *Werner Beck*

Textproben

Aus «Innerschweizer Schriftsteller»

Vom Einsiedler Wernerkarl Kälin ein Rezept für «chüstigi Waldlüüte-Spys: äs Ofeturli»

Am beschte isch es, wämme gschwellt Gumel (= Kartoffeln) ninnt, die lout lou verchalte, dä dur ä Gumelschysser (= Passevite) trybt und mit emene Hämpfeli Mähl und ere Pryse Salz zumene Teig chnättet. Wän er öppe fingerdick uuströilt isch, lait mene in äs Chupferbläch, ghyt fyni, chlyni Späckmökli drübr und läärt ä Guss druuf, wo me us guetem Schwyzerchäs, wo dr ächt und rächt Nussguu hät, mit fyngschnätzledem Bölle, äs paar Eiere und eme Schöpflöffel voll Nydle aagreised hät. Öb me där Chueche dä i turpegheizt Chachelofe tuet, chönd nu äs paar chlyni Ankeflöckli druuf.

Das alles git ä feissi, chüstigi Spys, as me schiergar merkt, wie d Ässer am Gwicht zuenend, gseht, wiene ne d Feissi a de Muulegge abelauf, und as s, wänns alls rüübis und stüübis verdruckt hend, nüümeh chönd bewege as d Augedeckel. (S. 126)

*

Aus den «Sprüchen» der Urner Lehrerin Marie Gebhard-Arnold

– Ä Poleeti isch nu käi Reddner.
– Mängisch säit mä am mäischtä, wemmä schwyggt.
– Güät gglosst isch scho halb ggredt.
– Ys gheert eerscht dass rächt, wommer verschänket. (S. 18)

*

Von Edwin Muheim (Mundart von Göschenen)

Tagets nu nit?

Tagets nu nit?
Woll, gsesches dert:
Ds Liächt bricht a,
Äs taget!

Luäg wiäs lychtet
A dä Steckä,
Afat gliä,
Afat glänzä.

Wart ä bitz
Und häb Geduld!
Grat so scheen,
So fyn und bald
Chunnt ä zu diär
Dr nywi Tag. (S. 179)
(Mundart wäre: Dr nyw Tagg)

*

Von Adolf Winiger, Beamter an der Zentralbibliothek Luzern vorem altersheim

bleich
mit zwe goffere
stood är do

är gseed ned
de marmor
die gwondrige chöpf
ned de saftig

grüeni raase
scho gar ned
die tüür plastik

bleich
mit zwe goffere
stood är eifach do
vorem heim
ond dänkt zrogg
immer zrogg
nor d füess gönd
of einisch vorwärts
ned zrogg
wells müend. (S. 253)

Ausgewählt von Hans Sommer

*

Aus Barbara Eglis «Byswindharfe»

Es Stroossedoorff, wo gstooben isch

S Doorff isch versprängt:
Zwäispuurig deruus,
zwäispuurig dery,
dedurduur goot d Strooss –
niemert haltet.
D Wiirtschaft stoot lëer,
s Doorff isch nümen es Zyl.

D Mäien an Hüüsere
sind vertooret im Früesumer scho,
en bööse, durchsichtige Gäischt
huuchets aa, am Taag und znacht.
D Fäischterschybe hät me vertop-
let, wil de Schloof us de tunkle
Chamere gfloen isch.

En Oodere isch si gsy, amigs,
d Strooss,
en Oodere, wo s Lääbe
i s Doorff ie trät hät.

Di schwëere Wäge vole vo
Määlseck
sind zum Beck hère gfaare,
und d Ross vom Pierfuerme
händ ghaberet a de Stande
vor de Wiirtschaft.
S Redli fürsü und hinderschi
händ d Chinde gmachet, deet,
näbet de Göil, wo guetmüetig
gmampfet händ i de Seck vor em
Muul...

D Chinden am Oobig händ
gchlüürlet (marmeln)
uf irer Strooss, säiliggumpet händs
und de «Schwarz Maa» füre
gschickt.

D Fyroobigbänkli,
di rooten und grüne,
sind uf d Strooss use gricht gsy,
nüüt hät me verpasst...

E Zueträägeri isch si gsy, d Strooss,
e Vermittleri, di räinscht Zytig...

Und dänn isch si z äng woorde,
d Strooss, doozmool, wo d Ross
verschwunde und defüür d Auto
dethëer z faare choo sind.
Zeersch isch es schön gsy,
wie d Bänzyngutschene
langsam und gravitëetisch
über Stäi ie und dur Schlaaglöcher
duur
gchwanket sind.

Alls isch cho luegen und winke.
Niemert hett tänkt, das die Wäge
de Find wuureded.
Gschnäler sinds woorde
und imer no gschnäler und –
d Strooss z äng.
Bräiter händ se si gmachet
und theeret und noemool bräiter.
D Gäarte hät si gfrässe,
und d Bänkli sind abgwanderet
hinder d Hüüser, uf d Syte vom
Baugert (Baumgarten)...

Iez blybed d Chinde däne
uf irer Syte, für imer deet,
wos uf d Wält choo sind.

Me läbt nu no halbe.
D Angscht stygt
chläberig und schwaarz
ue über di verriglete Fäischter.
De letscht Puur wird vertribe.
Wëer wett no mit Chüene
überie uf d Wäid änedraa?

D Strooss tööt s Lääbe,
verrysst s Doorff.
Und weerloos sind d Mäntsche.

Bund Schwyzertütsch. Erweiterter Sonder-
druck aus «Heimatschutz» 1978/III.
Dr. R. Trüb, Wirbelweg 8, 8702 Zollikon